

Predigt zu Apg. 4,32-37

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit Euch allen. Amen.

Ziemlich genau fünf Jahre ist es her, dass der Autor, Fernsehmoderator und Publizist Roger Willemsen einen seiner letzten Vorträge hielt. Willemsen starb wenig später überraschend an einem unerkannten Krebsleiden. Sein letzter großer Vortrag, den Willemsen eben im Juni 2015 hielt, wurde schließlich publiziert und mit anderen Texten von Willemsen als Buch posthum veröffentlicht. Das Buch heißt „wer wir waren“. In seinem Vortrag und diesem Buch betrachtet Willemsen unsere Gegenwart aus der Zukunft.

Willemsen nimmt eine zukünftige Retrospektive ein und fragt: Wer waren wir eigentlich damals (im Jahre 2015)? Unsere Gegenwart mit all ihren Selbstverständlichkeiten, Lebensgewohnheiten, ungeschriebenen Gesetzen und Verhaltensmustern wird zur Vergangenheit. Unsere Gegenwart verliert aus diesem Blick auf einmal ihre Alternativlosigkeit und es entsteht in diesem Buch Verwunderung darüber, warum wir denn genau so waren, wie wir heute sind.

Willemsen analysiert unsere Zeit. Er arbeitet dabei zwei Aspekte unserer Gegenwart heraus, die charakteristisch seien, so Willemsen.

1. Unsere Gegenwart war – aus der Zukunft betrachtet – eine Zeit des Zuviel. Wir waren die, die zu viel hatten, zu viel parallel machten, denen alles zu viel wurde. Willemsen schreibt von der Neuerung des „second-Screen-Menschen“ (Zweite-Bildschirm-Menschen), dem ein Bildschirm nicht mehr reicht, der ohne mehrere Parallelhandlungen die Welt nicht (mehr) erträgt, der um sich selbst kreist und mit sich selbst zur Genüge ausgelastet scheint. – So seine erste Feststellung
2. Unsere Zeit war pragmatisch. Da wir über vieles Kontrolle zu haben scheinen, betrachten wir unsere Zukunft nicht mehr visionär. Zukunft wird, so Willemsen, von der Mehrheit der deutschen Gesellschaft nur im Sinne vom Festhalten und Stillstand gesehen. Zukunft wird kontrolliert und organisiert, sie ist nicht mehr mit kreativen Visionen versehen.

Liebe Schwestern, liebe Brüder, sicher lässt sich über diese Zeitanalyse streiten. Und so schnelllebig unsere heutige Zeit ist, so schnell ist eine Gegenwartsanalyse aus dem Jahr 2015 in unserem heutigen Jahr 2020 schon nicht mehr aktuell.

Aber ich glaube, dass wir heute an diesem 1. Sonntag nach Trinitatis sehr gut anknüpfen können an diese Gegenwartsanalyse des Roger Willemsen: Ein Blick zurück aus der Zukunft in unsere Gegenwart. Auch unser Predigttext wirft einen Blick zurück in die Gegenwart – ja im Grunde genommen in die ideale Gegenwart unserer Gemeinden und Kirchen. Wir hören eine kurze, aber prägnante Zeitanalyse der ersten Christengemeinden in Jerusalem, Apg. 4,32-37

Die Menge der Gläubigen aber war ein Herz und eine Seele; auch nicht einer sagte von seinen Gütern, dass sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemeinsam. 33 Und mit großer Kraft bezeugten die Apostel die Auferstehung des Herrn Jesus, und große Gnade war bei ihnen allen. 34 Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn wer von ihnen Land oder Häuser hatte, verkaufte sie und brachte das Geld für das Verkaufte 35 und legte es den Aposteln zu Füßen; und man gab einem jeden, was er nötig hatte. 36 Josef aber, der von den Aposteln Barnabas genannt wurde – das heißt übersetzt: Sohn des Trostes –, ein Levit, aus Zypern gebürtig, 37 der hatte einen Acker und verkaufte ihn und brachte das Geld und legte es den Aposteln zu Füßen.

Liebe Schwestern und Brüder, „ein Herz und eine Seele“ – wir kennen dieses Sprichwort aus unserem Sprachgebrauch. Es stammt aus dieser Bibelstelle und beschreibt den Urzustand einer christlichen Gemeinde. In diesem Text aus der Apostelgeschichte werden die ersten Tage, Monate, Jahre des Christentums als noch junge Religionsgemeinschaft beschrieben. Jesus, der Messias, zu dem sich zunächst einzelne Menschen jüdischer Herkunft bekannt hatten, wurde gekreuzigt, ist auferstanden und der ersten Gemeinde entrückt. Kurz vor seinem Abschied hatte Jesus noch die Begabung mit dem Geist verheißen, dies trat Pfingsten ein: Die Jünger wurden Feuer und Flamme für Gott und seine rettende Botschaft. Und nun existiert diese erste kleine Christengemeinde in Jerusalem – wie viele wohl zu dieser Gruppe dazu gehörten, wissen wir nicht. Die Apostelgeschichte berichtet von wenigen Tausenden. Ob diese Zahl realistisch ist? Wer weiß, tut hier auch nichts zur Sache.

Was hier etwas zur Sache tut, ist die Art des Miteinander-Lebens. „Ein Herz und eine Seele“ – so soll die Gemeinschaft gewesen sein: Gütergemeinschaft, die sich ganz und gar nach Kommunismus in seiner Reinform anhört, nur eben gänzlich ohne Marx, Engels und Lenin.

Liebe Schwestern und Brüder, wir haben heute eine Premiere, denn dieser Text wird erstmals in dieser Perikopenreihe gepredigt. Er war in der alten Predigtreihe nicht enthalten und wurde – wenn überhaupt – nur am Rande

predigend beachtet. Das ist auch kein Wunder. Die Erzählung von Gütergemeinschaft, von begnadet lebenden, begeisterten Jüngerinnen und Jüngern, die alles gemeinsam taten, und all ihren Besitz für das Gemeinwohl opferten, wurde in den letzten Jahrzehnten und beinahe eineinhalb Jahrhunderten gerade eben nicht gepredigt. Zu groß war doch der Anklang an utopische, kommunistische Vorstellungen. So etwas machen wir nicht! Und überhaupt: Ob das wirklich so war, ist doch mehr als fraglich! Schon wenige Kapitel nach unserem Text in der Apostelgeschichte wird darüber berichtet, dass es eben auch Menschen gab, die heimlich eben doch Besitz zurückhielten und nicht mit offenen Karten spielten. Das schöne Ideal von „ein Herz und eine Seele“ war dann also doch nur Utopie?! *So waren die Christen damals nicht!* – so habe ich immer wieder in der Vorbereitung der Predigt gelesen. So waren die Christen nicht. So waren *wir* Christen nicht.

„Ein Herz und eine Seele“ – nichts mehr als ein frommer Wunsch, historisch nicht haltbar. Selbst Josef Barnabas, der hier als großer Held aufgebaut wird, reist doch später im gesamten römischen Reich herum: Wie soll er das denn ohne eigene Mittel gemacht haben? Na eben! So waren die nicht. So waren wir Christen nie.

So waren vielleicht nur die Naiven unter den Christen, solange sie glaubten, dass das Ende der Welt bevorstehen und bald hereinbrechen würde. Aber das Ende lässt bekanntlich noch auf sich warten. Also, Schluss mit den pseudo-kommunistischen Spielereien. Funktioniert doch nicht, nochmals: So waren wir Christen nicht.

So waren wir Christen nicht, zumindest nicht wir vernünftigen. Freilich, es gab irgendwelche Spinner und Phantasten, die versuchten einen Gottesstaat aufzubauen, eine Kommune, wo alles miteinander geteilt wurde. Da gab es welche: Sie gründeten ihren eigenen kleinen Gottesstaat und lebten tatsächlich Gütergemeinschaft. Ihre Orte heißen heute Herrnhut, Kleinwelka und Niesky. Doch so, wie ich die Orte heute kenne, ist auch dort von dem einstigen Ideal einer christlichen Gütergemeinschaft nichts mehr zu spüren. Also: So sind wir Christen eben nicht.

Ein Herz und eine Seele – so waren wir nie. Es gibt hunderte verschiedene Konfessionen (Kirchen) auf der Welt. Dass es diese Vielzahl gibt spricht ganz und gar nicht dafür, dass wir Christen „ein Herz und eine Seele“ sind. Zerstritten ist die Geschichte der Kirche, geprägt von Auseinandersetzungen, von Spaltungen und Trennungen.

Liebe Schwestern und Brüder,

so könnten wir stundenlang weitermachen: Alles nur Utopie, alles Phantasterei, geht uns nichts an, schaffen wir nicht, hat vor uns noch niemand geschafft, selbst die großen Apostel nicht, auf deren Botschaft sich schließlich die Kirche aufbaut.

Aber: Wir haben einen solchen Text in der Bibel, einen solche Perikope in unserer Predigtreihe.

Nun ist es ja nicht so, dass all die Menschen eine verkehrte Meinung hätten, die meinen, dass das nie so war und wir eben nie so sein würden. Es kann ja auch entlasten zu wissen, dass das Gemeindebild einer Gütergemeinschaft schon in seinen Anfängen unserer Kirche nicht funktioniert hat. Stellen Sie sich das bitte vor! Gütergemeinschaft: Keiner und keine hat mehr Eigentum, Allen gehört Alles. Und zugleich: Ich vertraue darauf, dass mir daraus kein Mangel erwächst, sondern ich eben das habe, was ich tatsächlich brauche, *Vers 34: Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn wer von ihnen Land oder Häuser hatte, verkaufte sie und brachte das Geld für das Verkaufte 35 und legte es den Aposteln zu Füßen; und man gab einem jeden, was er nötig hatte.*

Ich glaube, dass für uns als Menschen des 21. Jhd. ein solches Leben in Gemeinschaft gar nicht mehr vorstellbar ist. Zu sehr sitzen noch die Erfahrung eines wie auch immer real existierenden Sozialismus und die damit verbundenen gesellschaftlichen und politischen Irrungen und Wirrungen im kollektiven Gedächtnis, zumindest in Europa. Und gerade unter Christinnen und Christen sind die Jahre zwischen 1949 und 1989 noch gut im Gedächtnis und dies verbunden mit den Erinnerungen an Repressalien.

Na klar, so waren wir nie. Aber: Reicht uns ein solcher Satz? Warum bitte stellt der biblische Autor Lukas dann aber einen solchen Text an so prominente Stelle seiner Apostelgeschichte? Warum erwähnt er denn überhaupt ein solches Idealbild einer Gemeinschaft und eines Miteinanders, wenn es doch nie Realität gewesen ist?

„So waren wir nie“ reicht nicht! Wenn dieses Idealbild doch schon nichts darüber sagt, wer wir Christinnen und Christen einst waren, dann aber kann es doch etwas darüber sagen, wer oder was wir Christinnen und Christen heute sind.

Ich bin davon überzeugt, dass es gut tut, ein solches Ideal zu haben. Dass es verheißungsvoll ist, ein solches Bild von Gemeinde vor Augen und im Herzen zu führen. Viele Menschen haben dadurch Impulse gesetzt, orientiert an einem solchen Text und Bild von Gemeinde: Die Gründungsväter und Mütter

unserer Stadt. Das Wesen der Diakonie begann einst so, ebenso die Gründung der Diakonissenmutterhäuser, aber auch antiker und mittelalterlicher Klöster: Hier wurde das Ideal einer Gütergemeinschaft radikal verwirklicht und teilweise bis heute gelebt.

Wann werden wir endlich wieder so, wie wir nie waren? Können wir heute fragen.

Nun, liebe Schwestern und Brüder, Gütergemeinschaft strebt nicht nach Ordnung im Haus, sie ist kein Flohmarkt und kein second-Hand-Shop. Mit der Methode, alles loszulassen, was keine Freude mehr macht oder unnütz geworden ist, ist noch keine Gütergemeinschaft erreicht.

Gütergemeinschaft fängt dort an, wo ich meine Entscheidungen auch daran messe, ob sie zum Wohle anderer gefällt werden. „Ein Herz und eine Seele“ beginnt im Kleinen, beginnt immer wieder neu: Im Teilen von Zeit, von Gaben, von Hab und Gut, von einem Mittagessen, von Freizeit, von Verantwortung und – ja, auch das – im Teilen von Geld. Gütergemeinschaft ist ein Ideal, ja, doch wir brauchen dieses Ideal, weil es uns an die Kernbotschaft unseres Glaubens erinnert: Das Zugewandtsein Gottes gegenüber jedem Menschen in seiner Schwachheit und Endlichkeit.

„Ein Herz- und eine Seele“ – vielleicht sehen wir zuletzt darauf. Was ist es denn, was die Apostel da bilden? Es ist ein Leib. Nur ein Herz schlägt, nur eine Seele webt. Es ist das Herz, es ist die Seele, es ist der Leib Christi. In Christus sind wir ein Herz und eine Seele und gleichwohl verwirklicht sich Christus in seiner Gemeinde bis heute.

Natürlich, wir lassen den Leib Christi immer wieder erkranken und zerbrechen, doch wir sind und bleiben dieser Leib, dieses Herz und Seele, wenn wir hinauf schauen zum Haupt, zum Kopf des Leibes: Wenn wir den Blick zu Christus selbst wenden.

Wann werden wir endlich so, wie wir nie waren? An diesem Sonntag stellen wir uns diese Frage, nicht naiv sondern sehnsüchtig, weil wir diese Frage brauchen für die ersten Schritte hin zu einer dringend nötigen Gerechtigkeit und zugleich für die kleinen und großen Befreiungen von allem, was uns zu viel ist.

Wann werden wir endlich so, wie wir nie waren?
Seht auf Christus. Amen.